

Tagebuchnotizen einer orthodoxen Frau

15. Dezember 1997

Ein zufälliges Gespräch mit einer flüchtig Bekannten, die voll Begeisterung die Rückbesinnung auf die liturgischen und spirituellen Momente in den Gottesdiensten ihrer reformierten Wohngemeinde pries, brachte mich zum Nachdenken und zu einer Einsicht, die mich zunächst etwas ratlos machte. Meine Gesprächspartnerin erzählte davon, dass in ihrer Kirchgemeinde jedes Jahr auf irgendeine andere Weise die Christnacht und die Osternacht gefeiert werden, in der oft auch orthodoxe Gesänge gesungen würden, und dass ferner während des Jahres regelmäßig Segnungsgottesdienste stattfinden, wo in einen Ritus von Beichte und Sündenvergebung unter Laien auch orthodoxe Momente eingeflossen seien. Natürlich kann ich mir gut vorstellen, dass diese Rückbesinnung auf Spiritualität in einer nüchternen reformierten Gemeinde eine echte Bereicherung des gottesdienstlichen Lebens und eine nicht zu unterschätzende Lebenshilfe für die Gläubigen bedeutet. Aber zugleich wird mir auch deutlich, wie weit eine solche Gottesdienstpraxis von orthodoxen Gottesdiensten entfernt ist. Und dies nicht nur und nicht in erster Linie, weil hier Laien Funktionen übernehmen, die in der orthodoxen Kirche dem Bischof oder Priester vorbehalten sind, sondern weil in fast allen evangelischen Kirchen eine Flexibilität, Kreativität und Variabilität das gottesdienstliche Leben beherrscht, das für Orthodoxe so undenkbar ist. Dieser Trend hat gerade in den reformierten Kirchen in den letzten Jahrzehnten und Jahren deutlich zugenommen, gemeinsam mit dem anderen Trend einer wachsenden Verantwortlichkeit von Laien für die Gottesdienstfeiern. Dieses Moment ermöglicht es, dass die traditionellen Gottesdienststrukturen aufgebrochen und in vielfacher Weise verändert werden durch Elemente aus anderen Konfessionen, Religionen und Kulturen, vom Zen-Buddhismus bis zum afrikanischen Tanz und zur amerikanischen Popmusik. Dagegen erscheinen die orthodoxen Gottesdienststrukturen starr und die Gottesdienste selbst trotz ihrer Länge und ihrer Reichhaltigkeit eintönig. Sie sind streng an die jahrhundertealten Vorschriften, das Typikon, gebunden. Die Zelebranten und Kantoren haben in Bezug auf die Wahl der gottesdienstlichen Stücke faktisch überhaupt keine Möglichkeit

zu eigener Kreativität; sie können diese höchstens in der Art der Darbietung einbringen. Es ist deutlich: Den orthodoxen Gottesdiensten fehlt im Ansatz weitgehend der Unterhaltungswert, der bei evangelischen Gottesdiensten nicht gering zu veranschlagen ist. Es wundert daher nicht, dass viele evangelische Gemeinden in den Bekanntmachungen mit der Gottesdienstzeit grundsätzlich auch Art und Thema des Gottesdienstes anzeigen; man geht hin, wenn das Thema interessiert. Die eine wie die andere Art Gottesdienste zu feiern, mag ihre eigenen Vor- und Nachteile haben; ich bin nicht der liebe Gott, um objektiv beurteilen zu können, welche besser und welche schlechter ist. Aber eines ist unzweifelhaft: Die beiden Gottesdienstverständnisse sind so grundverschieden, dass sie niemals zusammenkommen können. Ein evangelischer Gottesdienst mag so viele orthodoxe Elemente aufnehmen, dass er dem orthodoxen Gottesdienst aufs Haar gleicht; er wird dadurch nicht orthodox. Denn zu dem orthodoxen Gottesdienst gehört, dass sich darin nicht nur einzelne Stücke immer neu wiederholen, sondern dass auch die Gottesdienste selbst keine Eintagsfliegen sind, sondern in eine Kette von Wiederholungen – mit gewissen Variationen natürlich – eingebunden erscheinen. Das hat Konsequenzen für die orthodoxe Glaubenserfahrung. Diese gibt nicht viel auf die augenblicklichen Gefühle und subjektiven Befindlichkeiten, umso mehr aber auf einen gewohnheitsbildenden, kontinuierlichen Vollzug einer geistlichen Anstrengung und damit auf eine ganzheitliche innerliche Reise mit dem Ziel, immer tiefer in ein Leben unter der Leitung des Heiligen Geistes hineinzukommen. Unterhaltung wäre da als Zerstreuung nur hinderlich; nicht nur im Alltag, auch im Gottesdienst hat die Askese ihren festen Platz. Im Rahmen dieses Gottesdienstverständnisses ist es wichtig, dass die Gläubigen mit Geduld und Ausdauer auf diesem Weg fortschreiten, und sich nicht immer wieder auf dem Markt der tausend Möglichkeiten in neue Wechselbäder hineintauchen lassen. Noch einmal: Ich kann und will nicht darüber urteilen, ob nicht auch ein völlig anderes Gottesdienstverständnis sein Recht und seinen Platz hat. Ich kann nur sagen, was mir nach langem Ringen und In-Frage-Stellen an den orthodoxen Gottesdiensten in letzter Zeit immer wichtiger geworden ist: Ich werde da in eine feste Ordnung gestellt, die mir vielleicht an manchen Punkten nicht gefällt, die mich aber in einen hilfreichen Lebensrhythmus einbindet und in eine Gemeinschaft

einordnet, die Zeit und Raum überschreitet und mir Gleichmut zu wahren erlaubt, wenn die Beziehungen innerhalb der konkreten Gemeinde, in der ich mich jeweils befinde, nicht in allem so sind, wie ich sie mir wünschen würde. Dies hindert nicht die Bemühungen um ein gutes Miteinander, aber entkrampft das Zusammenkommen und Auseinandergehen.

20. Dezember 1997

«Die Menschen sind in unseren Land verunsichert». Dies ist eine Lagebeurteilung, die ich gegenwärtig in den Medien und in Gesprächen immer wieder höre. Und scheinbar trifft dieses Urteil nicht nur auf die Schweiz, sondern genau so auf ihre Nachbarländer, auf unseren ganzen Kulturkreis also, zu. Aber was heißt hier «verunsichert»? Ich denke, es bedeutet zunächst, dass viele Menschen nicht wissen, wie sie sich auf die Zukunft einstellen sollen und wie sie in der Gegenwart mit ihren Bedürfnissen und mit ihren Ängsten und Befürchtungen vor realen oder vorgestellten Bedrohungen fertig werden sollen. Solche Bedrohungen und die daraus resultierenden Unsicherheiten und Ängste gab und gibt es natürlich zu allen Zeiten. Es gehört zu unserem Leben, dass die Zukunft nicht in unserer Hand liegt und es meistens anders kommt, als wir erträumen oder befürchten. Aber nicht zu allen Zeiten wird dieser Sachverhalt gleichermaßen wahrgenommen. Meist wird er von den Tagesaktualitäten und dem Alltagsbetrieb verdrängt. Gegenwärtig jedoch sind es gerade die Medien und die öffentliche Meinung, die, angestoßen durch gewisse politische Ereignisse, die früher verdrängten Wahrnehmungen und Gefühle der Zukunftsangst und Ungewissheit ins gesellschaftliche Bewusstsein heben, so dass auch der einzelne Mensch davor nicht mehr die Augen verschließen kann. Jedoch, so sehr man sich über das Faktum der Unsicherheit heute einig ist, so wenig herrscht Einigkeit darüber, wie ihm zu begegnen ist. Die meisten rufen nach politischen, wirtschaftlichen, steuerpolitischen Maßnahmen, um die Bevölkerung aus den lähmenden Folgen der Verunsicherung herauszuholen. Solche Maßnahmen nicht nur als Alibiübung, sondern nach bestem Wissen und Gewissen anzugehen, ist sicher eine wesentliche Pflicht für alle Bürger, vorab jedoch für die Politiker eines Landes. Aber es wird allein damit kaum gelingen, die Menschen aus ihren Ängsten und Lähmungen zu befreien. Dazu sind auch geistige An-

strengungen nötig. Die Menschen müssen sich wieder auf den Sinn ihres Lebens und auf seine Prioritäten zurückbesinnen und lernen, daraus ihren Alltag zu gestalten. Denn Verunsicherung bedeutet ja primär Orientierungslosigkeit. Diese entsteht vor allem dort, wo man, ohne sich selbst zu bemühen, anderen nachgelaufen ist, und dann plötzlich feststellt, dass die Reise in die verkehrte Richtung geht. Dann gibt es nur eines: die Fahrt zu stoppen und Ziel und Weg neu zu bestimmen. Aber wonach soll sich die Neuorientierung richten, damit sie einigermaßen Gewähr bietet, nicht wiederum in die Irre zu führen? Angesichts der Tatsache, dass in unserer pluralistischen Gesellschaft viele Religionen, Konfessionen und Weltanschauungen ihre Orientierungshilfe anbieten, sind Kriterien nötig, die es erlauben, die Spreu vom Weizen zu scheiden. Man müsste in diesem Zusammenhang gewiss verschiedene Punkte nennen. Ich will hier nur auf einen eingehen, der mir besonders aktuell erscheint. Überall wo Heilsangebote gemacht werden, scheint es mir wichtig, dass dem nach Orientierung Suchenden ermöglicht wird, die eigene Erfahrung, das eigene Denkvermögen und das eigene Urteil mit ins Spiel zu bringen. Gruppierungen, die ihre Heilsangebote in autoritäre Strukturen eingebunden haben und die die Verunsicherung der Suchenden ausnutzen, um diese in ihrem Sinne zu manipulieren, wie dies gewisse esoterische Zirkel, sowie gesetzlich-fundamentalistische Kreise und lichtscheue Sekten tun, sind für unsere Gesellschaft und die Einzelnen in ihr eine tödliche Gefahr. Auch wenn sie in mancher Hinsicht faszinierend erscheinen mögen, ist doch dringend zu raten, sich nicht in ihre Fänge locken zu lassen und sie zu meiden, bevor es zu spät ist. Nun ist allerdings einzugestehen, dass selbst große Weltkirchen, beispielsweise sowohl die römisch-katholische Kirche, wie auch die orthodoxen Kirchen, in ihrer Tradition gewisse autoritäre Züge aufweisen. Dies hängt nicht zuletzt damit zusammen, dass sie ihre Gestalt in einer Zeit fanden, in der die gesellschaftlichen Strukturen noch autoritär und monolithisch waren und der Pluralismus und Individualismus noch weitgehend fehlte. Mich persönlich stören diese autoritären Züge sehr; es sind Stolpersteine, die das Leben in der Kirche oft verdrießlich machen. Aber, was die orthodoxen Kirchen angeht, so betreffen sie nicht die zentralen Inhalte des Glaubenslebens. Da die orthodoxe Theologie großes Gewicht auf die Willensfreiheit des Menschen legt und immer wieder betont, dass für jede Getaufte

und jeden Getauften ein individuelles Wachstum in der unmittelbaren Vereinigung mit Gott unverzichtbar ist, kann hier letztlich kein Abschieben der persönlichen Verantwortlichkeit für die geglaubte Wahrheit auf irgendwelche Autoritäten legitim sein. Die Kirche hat zwar ihre Glaubenstraditionen, und vielfache Erfahrungen zeigen immer wieder, dass wir gut daran tun, diese zu beachten und zu bedenken, dass es der Heilige Geist Selbst ist, der in den Gottesdiensten gemäß der Verheißung Christi den Glauben trägt, belebt und verifiziert. Aber es gibt auch immer wieder Irrtümer und schlechte Gewohnheiten, die sich unter die Traditionen einer Lokalkirche gemischt haben, gegenüber denen alle Gläubigen – gemäß ihrem Vermögen – zu einer kritischen Wachsamkeit aufgerufen sind. Dies war schon immer so. Um nur ein Beispiel aus der Geschichte aufzugreifen: Zur Zeit der sog. «Konstantinischen Wende», als die römischen Kaiser die christliche Kirche zu protektionieren und zu umwerben begannen, wurden manche Bischöfe schwach, passten sich den Vorstellungen des Staates an und wurden zu Verteidigern und Förderern von häretischen Positionen und heidnischen Sitten. Der Protest dagegen kam von Laien, von Männern und Frauen, die in die Wüsten flüchteten und ein strenges asketisches Leben zu führen begannen. Ich frage mich, ob nicht ohne den Widerstand des Mönchtums gegen die Verweltlichung des Christentums dieses sehr bald im spätantiken Religionengemisch untergegangen wäre ?

21. Dezember 1997

Ich knüpfe an meine gestrigen Ausführungen an, um noch kurz einer Frage Ausdruck zu geben, die mich seit längerer Zeit umtreibt. Es ist ein unverkennbares Faktum, dass das Mönchtum selbst autoritäre Strukturen hat, und zwar spätestens von dem Augenblick an, als die Wüstenväter Schüler um sich sammelten (z. B. Antonius von Koma) und fast gleichzeitig auch schon die ersten Klöster entstanden (Pachomius). Zum Mönchtum beider Gemeinschaftsformen gehört der strikte Gehorsam, nicht nur gegenüber Gott, sondern auch gegenüber dem geistlichen Vater oder Abt, es sei denn, dieser befehle etwas gegen Gottes Gebote. Auch hier kann man wieder darauf verweisen, dass in der Zeit der Entstehung und Blüte des frühen Mönchtums (3.–7. Jhdt.) die Erziehung allgemein autoritär und repressiv war. Denn die autoritären und repressiven Struk-

turen im Mönchtum sind wesentlich als erzieherische Maßnahmen zu verstehen; sie treffen darum auch ganz besonders die Novizen und alle, die noch in der Phase des Lernens stehen; sie sollen ihnen helfen, Demut, Geduld und Sanftmut zu erlernen und zu üben. Heute nun hat sich in der Pädagogik unserer westlichen, demokratischen Länder allgemein die Erkenntnis durchgesetzt, dass eine repressive Erziehung große Schäden verursacht, und zwar nicht nur dadurch, dass sie teilweise seelische Wunden hinterläßt, die oft nicht oder kaum mehr zu heilen sind, sondern vor allem auch, weil durch diese Erziehung die Menschen – wenn es nicht ganz starke Persönlichkeiten sind – unfähig werden, sich ein eigenes Urteil zu bilden und eigene Verantwortung wahrzunehmen, sondern in Abhängigkeit und Unterwürfigkeit bleiben oder aber einer gewalttätigen Auflehnung verfallen. Beides können wir in der jüngsten Geschichte unschwer beobachten: Völker, die bei unglaublichen Schandtaten ihrer Regierungen stumm und untertan bleiben und Gruppierungen in der Gesellschaft, in denen eine ungebremste gewaltsame Auflehnung Einzelner zu Gunsten terroristischer Aktionen manipuliert werden kann. Dies beides aber ist für unser zerbrechliches gesellschaftliches Zusammenleben verheerend. Daher drängt sich mir die Frage auf: Wäre es infolge des besonders in den letzten fünfzig Jahren veränderten gesellschaftlichen und politischen Bewusstseins nicht notwendig, dass auch in der Kirche die autoritären und repressiven Erziehungsstrukturen auf allen Ebenen abgebaut würden und dass mehr auf Selbstverantwortlichkeit als auf Gehorsam gesetzt würde?